



Werbeplakate oder Straßenschilder wie dieses kommentieren oftmals unfreiwillig komisch die Wirklichkeit, wie Jess Jochimsen in Bild und Text in dem Band „Danebenleben“ (dtv, München, 9,95 Euro) beweist.

Ein geschriebenes Bild der Heimat

Zwischen Birkenwaldstraße und Feuerbacher Heide: Wie der Schriftsteller Hermann Lenz Stuttgart porträtiert

Er fühlte sich zu ihr hingezogen und war doch uneins mit ihr. Nebendraußen blieb er im Anblick ihrer Formen, der Hügel und Täler, und wenn er ein Glitzern wahrnahm, das im Abhang erschien, atmete er freier. Hermann Lenz' unscheinbare Heldin, die er in seinen Romanen nebenbei darstellte, war seine Heimatstadt Stuttgart.

Hier, wo er 1913 geboren wurde, lebte er 51 Jahre, von 1924 bis 1975, bevor er wegen eines Erbstreits das elterliche Haus in der Birkenwaldstraße 203 verlassen musste und nach München zog, wo er 1998 starb. Es ist wohl nicht allen Schwaben bewusst, dass dieser im Auftreten unauffällige Schriftsteller Hermann Lenz dieser Stadt ein grandioses Denkmal gestiftet hat, das einem freilich nur beim Lesen seiner Romane und Stuttgart-Porträts auffällt. Unter dem Titel „Dort wäre ich gerne geblieben“ hat der Münchner Lyriker und Literaturkritiker Peter Hamm nun ein Büchlein veröffentlicht, in dem er Lenz' Verhältnis zu Stuttgart untersucht.

Zu Beginn seines Essays schreibt er, dass Lenz immer mit Stuttgart assoziiert werden

wird (und auch ein wenig mit dem von Lenz beschriebenen Wien), so wie Thomas Mann mit Lübeck, James Joyce mit Dublin, Fernando Pessoa mit Lissabon und Marcel Proust mit Paris. Schon mit der Auflistung dieser Namen rechnet Hamm Lenz' Werk zur Weltliteratur.

Was den Unterschied zwischen Stuttgart und Wien angeht, vermutet Hamm, dass Stuttgart für Lenz „die Wirklichkeitsstadt“ war, in der nach dem Krieg „die Wirklichkeitsmenschen“ das Sagen hatten, unsentimentale Schaffer, zu denen sich Lenz kaum zählen durfte; Wien hingegen sei „die Sehnsuchtsstadt“ gewesen. Allerdings ging es Lenz nicht um die wirkliche Stadt Wien, die er erst sehr spät tatsächlich kennenlernte, sondern um die Darstellung einer Lebensform, in der Träume, Empfindungen, Monologe, Landschaftsformen und versunkene Zeiten zumindest eine gleich wichtige Rolle spielen wie die Bauprojekte der Wirklichkeitsmenschen.

Der Grund aber, darauf weist auch Hamm hin, warum Lenz in der Nachkriegsliteratur, inmitten der in der Regel auf die

Gegenwart konzentrierten Kollegen, so fehl am Platz wirkte, lag auch an seinem existenziellen Projekt, das Vergehen der Zeit literarisch aufhalten zu wollen.

Der Dicher in seiner Dachstube in der Birkenwaldstraße

Wo sich seine Zeitgenossen um das Alte wenig scherten, selbst gut erhaltene Kriegsrüden abreißen und sich am liebsten in Neubauten einquartierten, suchte Lenz, ähnlich wie Proust, in seiner Dachstube in der Birkenwaldstraße die sich im Zeitstrom verlierenden Dinge und Menschen zu bewahren und ihrer so auf fast meditative Weise innewerden.

So gelingt es Lenz auch in seinen Stadt- und Straßenbeschreibungen, als Buch unter dem Titel „Stuttgart – Porträt einer Stadt“ erschienen, längst vergangene Zeiten und Menschen wieder zum Leben zu erwecken, so dass heutige Leser ein historisch vielschichtiges und faszinierendes Stuttgart erleben. Für Peter Hamm hat Lenz damit „sei-

ner Heimatstadt recht eigentlich zum Gedächtnis ihrer selbst verholfen“.

So lässt sich sagen, dass Lenz' Verhältnis zu Stuttgart gespalten war. Einerseits fühlte er die Kluft zur Sphäre der Wirklichkeitsmenschen, andererseits fühlte er sich zu bestimmten Originalen hingezogen, zu dem Schäfer Johann Prag etwa, der seine Schafe auf der Feuerbacher Heide weiden ließ, und er liebte die sacht hügelige Landschaft, die sich in die Stadt hineinmischte.

Über diese schreibt er im Roman „Der Wanderer“: „... man konnte sich vorstellen, in Stuttgart sei der Himmel – vielleicht weil nahebei Weinberge sich heruntersenkten – näher an der Erde als in einer andern Stadt.“

Unweit eines alten Weinbergs hat auch die Stadt Hermann Lenz ein kleines Denkmal gestiftet. Am Ende der Birkenwaldstraße, wo der Blick in die blaue Ferne geht, erinnert die Hermann-Lenz-Höhe an ihn.

Matthias C. Müller

Peter Hamm: Dort wäre ich gerne geblieben. Hermann Lenz und sein Stuttgart. Verlag Ulrich Keicher, Warmbronn. 36 Seiten. 10 Euro

Guter Widerstand, böser Terror

Wieder einmal ist Jürgen Todenhöfer zu den Opfern des Krieges gegangen und nicht zu den Tätern. Erneut ist es dem Autor von „Wer weint schon um Abdul und Tanaya“ und „Andy und Marwa“ gelungen, sich raffinierter Kriegspropaganda zu entziehen, sich nicht von amerikanischen Presseoffizieren um die Wahrheit im Irak herumleiten zu lassen.

Todenhöfer ist auf eigene Faust in den Irak gereist, hat dort den Kriegsalltag miterlebt und mit Widerstandskämpfern gesprochen. Es sind packende Eindrücke, die der 67-Jährige aus Ramadi mitgebracht hat, bewegende Schicksale, grauvolles Leid. Geschichten weniger über die Hoffnung auf ein besseres Übermorgen, Berichte mehr vom Zorn über eine zerstörte Zukunft.

Es ist die Geschichte von Zaid, einem 21-jährigen Iraker, der sich dem Widerstand angeschlossen hat, ohne sich als Terrorist zu fühlen. Der junge Mann und seine Mitstreiter sprechen in bewegenden Worten über ihre Geschichte, ihre Motive und politischen Ziele. Und genau hier – bei der Beurteilung des „guten“ bewaffneten Widerstandes gegen die US-Besatzer und des „bösen“ blindwütigen El-Kaida-Terrors – liegt die Problemzone des Buches. Todenhöfer sieht das Elend der Menschen und die Brutalität der Besatzer, er hört die vielen schrecklichen Geschichten von Familien, die ihre Väter, Kinder und Enkel haben verbluten sehen. Auch zwei Brüder von Zaid sind unter amerikanischem Kugel- und Bombenagel gestorben. Wer will, wer kann es Todenhöfer verübeln, wenn er so eindeutig Position gegen den amerikanischen Feldzug bezieht, dass sein Hinweis, „kein Antiamerikaner“ zu sein, ein wenig flau klingt.

Todenhöfers Buch rüttelt auf, erschüttert, klärt auf. Und doch will es dem Autor in allem Bemühen zum nüchternen Blick nicht gelingen, auch den irakischen Widerstand als Teil der Gewaltspirale zu sehen. Er ergreift Partei bis zur Parteilichkeit – und wer weiß, vielleicht ist es gerade diese Betroffenheit, die Todenhöfers Impressionen wieder einmal so lesenswert machen – und nachdenkenswert.

Leider reichen die Eindrücke und Erlebnisse diesmal nicht aus, um sie auf einem halbwegs akzeptablen Umfang anzubieten und den Titel zu rechtfertigen. Deshalb fügt Todenhöfer Zaid's Geschichte nach dem umfangreichen Vorwort noch zehn Thesen („Der Westen ist viel gewalttätiger als die muslimische Welt“), Zitate aus Bibel und Koran sowie einen langen Quellennachweis hinzu. Zaid's Geschichte füllt nur rund 120 der insgesamt 335 Seiten. wmo

Jürgen Todenhöfer: Warum tötest du, Zaid? C. Bertelsmann Verlag, München. 335 Seiten mit zahlreichen Fotos. 19,95 Euro

BIOGRAFIEN

Lobreden auf Audrey und Johnny

Noch eins? Tatsächlich, noch ein Buch über Audrey Hepburn (1929–1993). Donald Spoto heißt der Mann, ein Theologe, der sich dem Leben der Schauspielerin, Stilikon und Unicef-Sonderbotschafterin widmet (Krüger-Verlag, Frankfurt a. M. 399 Seiten. 22,90 Euro). Wenig Fotos (darunter viele bekannte), viel Text, bisweilen ziemlich pathetisch („... hätte sie jeden Sturm tapfer durchsegelt und die Gestade frühen Erwachsenenalters völlig unbeschadet erreicht“). Audrey-Fans wird das nicht schrecken. Spotos gründliche Recherche wird sie beglücken, auch, wie intensiv er Hepburns traumatische Kindheit beleuchtet. da

Schwer, nicht ins Schwärmen zu geraten, wenn es darum geht, Johnny Depp und seine Schauspielkunst zu beschreiben. Alexandra Seitz hält sich ganz gut in ihrem Buch „Ein Porträt“ (Verlag Bertz Fischer, Berlin. 192 Seiten, 143 Fotos. 9,90 Euro). Sie schön nur wenig und erzählt chronologisch von Depps Kindheit bis zu seinen jüngsten Erfolgen als Pirat in der Karibik, analysiert seine Spielweise, seine Filmrollen. Klatsch und Tratsch? Vermissst man nicht. golo



„Spar nur dein Geplärre“, sagte die Alte, „es hilft dir doch nichts.“

Die Illustratorin Susanne Janssen wirft einen neuen Blick auf „Hänsel und Gretel“, so schaurig schön, dass das Wissen ums Happy End in Gefahr gerät. Abb.: Janssen

Zum Gruseln schön

Es ist das Märchen, das Kinderängste besonders düster bündelt. Von den Eltern verlassen, im Wald verirrt, der Hexe ausgeliefert: Die Story von Hänsel und Gretel hat alles, was kleine Menschen das Gruseln lehrt. Das Grausame will die Illustrationskünstlerin Susanne Janssen uns nicht ersparen; es sei etwas, das man gerade auch in Bildern von Kindern finde und das sie nachhaltig beschäftige. „Das Leben ist nun mal keine Unterhaltungssendung.“ Und so verpackt sie die Geschichte der ausgesetzten Geschwister in eine derart fantastische Bildwelt, in der sich Gemaltes und Reales zu bedrückend collagierten Psychogrammen vermengen, dass uns das Bedrohliche regelrecht anspringt. Da sitzt das einsame Kinderpaar in einem Wald aus mächtigen Baumstämmen, monströse Vogelmaschinen bewohnen ihn und eine divenhafte Hexe mit mondäner Herberge. Doch unter der surrealen Oberfläche schlummern lustvolle Momente, die Farbe Rot erzählt von der Liebe und vom Wunder eines neuen Lebens jenseits des lodernden Hexenherds. So schön kann Gruseln sein. ak

Jacob und Wilhelm Grimm / Susanne Janssen: Hänsel und Gretel. Hinstorff-Verlag, Rostock. 64 Seiten. 14,90 Euro. Ab 7

Säkulare Juden gegen Rabbiner

Vor 60 Jahren wurde Israel gegründet: Anlass für den Nahost-Korrespondenten Michael Borgstede, die Lebenswelten der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen im jüdischen Staat zu beleuchten. Borgstede, der auch für unsere Zeitung schreibt, berichtet über das spannungsvolle Miteinander der ethnischen Gruppen, er benennt und erklärt Konfliktfelder: So versuchen die säkularen Juden, die Macht der orthodoxen Rabbiner zu beschränken, und die orientalischen Juden fühlen sich von einer aschkenasischen Elite unterdrückt und diskriminiert. Ohnehin haben es arabische Israelis schwer im jüdischen Staat, und Tausende asiatischer Gastarbeiter leben fast ohne Rechte im gelobten Land. Ferner hinterlässt der Kleinkrieg mit den Palästinensern unübersehbare Spuren in der israelischen Gesellschaft. Vieles trennt die Israelis, vieles verbindet sie aber auch. Ein Buch für alle, die Israel besser kennenlernen wollen. wei

Michael Borgstede: Leben in Israel. Alltag im Ausnahmezustand. Herbig-Verlag, München. 256 Seiten, 25 Fotos. 19,90 Euro

Gute Pflege ist möglich

Katastrophen und Lichtblicke: Insider berichten aus dem Heimalltag

Mit unschöner Regelmäßigkeit muss auch diese Zeitung über skandalöse Missstände im deutschen Pflegesystem berichten. Doch wie schlimm geht es in Heimen tatsächlich zu? Handelt es sich um Einzelfälle mit womöglich kriminellem Hintergrund? Oder haben wir es, was noch unerträglicher wäre, mit systematischen Verstößen gegen die Menschenwürde zu tun? Nach der Lektüre des Buchs von Claus Füsseck und Gottlob Schober wird man eher die zweite Frage mit Ja beantworten: Die Lage mancher Pflegebedürftiger ist menschenunwürdig, und verantwortlich dafür ist das System.

Woran dieses System krankt, ist bekannt. Menschen zu pflegen ist teuer, weil personalintensiv. Die Kostenträger jedoch können das Geld nicht drücken. Was man den Pflegebedürftigen angedeihen lässt, beschränkt sich deshalb auf das Allernotwendigste: Satt-und-sauber-Pflege im Minutentakt, die kaum Raum lässt für menschliche Zuwendung. Wenn medizinische und pflegeri-

sche Standards eingehalten werden, sind die Menschen noch gut bedient. Das zumindest gilt für die große Mehrheit der Heime.

Eine Altenwindel fasst 3,8 Liter

Häufig allerdings, dafür liefern Füsseck und Schober zahlreiche Belege, funktioniert nicht einmal das. Da gibt es einerseits Häuser, die einfach schlecht geführt sind, andererseits jedoch auch Einrichtungen, in denen die Profitgier der Pflegealltag dominiert. Dort dürfen die Menschen nicht auf die Toilette, wenn sie müssen, weil dafür einfach nicht genügend Personal vorhanden ist. Stattdessen verpackt man sie in Windeln, die in 24 Stunden nur einmal gewechselt werden. Die findige Pflegeindustrie bietet inzwischen ein Modell mit einem Fassungsvermögen von 3,8 Litern an.

Es gibt viele Beispiele für solche und ähnliche Verstöße gegen die Menschenwürde in

der Pflege. Bewohner werden ans Bett gefesselt, angeblich, um ihnen Stürze zu ersparen. Man pumpt sie voll mit Beruhigungsmitteln oder verpasst ihnen eine Magensonde zur künstlichen Ernährung. In Wahrheit haben all diese Maßnahmen nur einen Zweck: Sie sparen Personal. Eine aktivierende Pflege, die darauf abzielt, das zu stärken, was Alte und Kranke noch selbst zu leisten in der Lage wären, kann oder will niemand bezahlen.

Wer sich über die Pflegekatastrophe umfassend informieren will, findet bei Füsseck und Schober – Pflegeexperte der eine, Journalist der andere – reiches Material, das sie nicht zuletzt auskunftsfreudigen Insidern verdanken. Doch geht es nicht nur darum, die Geschäftemacherei zulasten der Alten anzuprangern. Gezeigt wird zugleich, wie gute und menschenwürdige Pflege auch mit begrenzten Mitteln geht. Willi Reiners

Claus Füsseck, Gottlob Schober: Im Netz der Pflegemafia. C.-Bertelsmann-Verlag, München. 400 Seiten. 14,95 Euro

WAS LESEN SIE?



Ralf Bauer
Schauspieler
Foto: dpa

Mich fesseln die Ereignisse in Tibet seit langem. Angesichts der chinesischen Unterdrückungspolitik lesen sich die Krimis von Eliot Pattison spannender denn je: „Der fremde Tibeter“ und „Das Auge von Tibet“. Der fremde Tibeter ist Shan, ein Ex-Polizist aus Peking, der nach Tibet verbannt wird. Er soll einen Mord aufdecken, stößt auf versteckte Klöster und Höhlen, in denen die Tibeter ihren Widerstand organisieren – und muss sich entscheiden, auf welcher Seite er steht. Im zweiten Buch ist der chinesische Polizist bereits bei Mönchen untergetaucht.

Aufgezeichnet von Claudia Lepping